

## Predigt zum Thema: Hierarchie und Dialog – 10.3.2017

Liebe Mitchristen, das wechselseitige Verstehen in der Kirche ist schwieriger geworden. Das hat mehrere Gründe: An die Stelle einer gemeinsamen, alle Lebensbereiche umfassenden Weltanschauung treten heute eine Vielzahl spezialisierter, häufig verwissenschaftlichter Sinndeutungen einzelner Lebensbereiche, die für jedermann Orientierungsschwierigkeiten und zunehmende Entscheidungskonflikte mit sich bringen. Vor allem drei Vorgänge haben die katholische Weltanschauung zunehmend uneinsichtig werden lassen:

- zunächst Flucht und Vertreibung in der Nachkriegszeit und die daraus sich ergebende Vermischung der Konfessionen und Traditionen in der Bundesrepublik,
- die wachsende Bedeutung des Fernsehens, das die vorherrschenden kulturellen Tendenzen auch in die überwiegend katholisch gebliebenen Gebiete brachte,
- die wirtschaftlichen Entwicklungen, der wachsende Wohlstand, die zunehmende Attraktivität der Erwerbstätigkeit für Frauen, die Steigerung der beruflichen Mobilität und die allgemeine Beschleunigung des sozialen Wandels durch den technisch-wirtschaftlichen Fortschritt.

Die Folgen für die Kirche lassen sich am Beispiel der Weitergabe des Glaubens betrachten. Früher, wo die „Kirche noch im Dorf“ stand, wurden die Kinder und Jugendlichen mit großer Selbstverständlichkeit von Eltern, Verwandten und Nachbarn in das religiöse Wissen und die Formen kirchengemeindlichen Lebens eingeführt. Mit der wachsenden Spezialisierung und Arbeitsteilung wird die Kirche immer mehr als spezialisierte Einrichtung für Religion betrachtet und daher der Kirche, vor allem den Hauptamtlichen, die Verantwortung für die religiöse Erziehung zugeschoben. In dem Maß, in dem das Kirchliche nur noch an dem „Amtskirchlichen“ erkannt wird, scheinen eine Verarmung des Christlichen und Religiösen und eine zunehmende Distanz zur Kirche fast unvermeidlich.

Gemäß den päpstlichen Vorstellungen und den politischen Verhältnissen des Hochmittelalters und der Neuzeit verstand sich die Kirche bis weit ins letzte Jahrhundert hinein als Einheit. Die Weihehierarchie wurde entsprechend als organisatorisches Über- und Unterordnungsverhältnis umgedeutet: an der Spitze der Papst, darunter die Bischöfe, noch tiefer die Kleriker und schließlich

die Laien, unterschieden nach Männern und Frauen. Für dieses Selbstverständnis von Kirche ergab sich folgende Ordnung:

- Gesamtkirche vor Ortskirche
- Amtsträger vor Gemeinden und Charismen
- Monarchische vor kollegialer Amtsstruktur (Zentralismus)
- Einheit vor Vielfalt

Theologisch ist dieses Modell heute weitgehend überwunden. In der kirchlichen Praxis spielt es immer noch eine erhebliche Rolle. Warum ist die Dreiteilung zwischen Kirchenleitung, Hauptamtlichen und „einfachen Laien“ in der Kirche problematischer gewertet als in anderen Lebensbereichen? Dafür gibt es zwei Gründe:

- In der katholischen Kirche herrscht noch immer ein hierarchischer Führungsstil, der mit einer gewissen Selbstverständlichkeit annimmt, dass Kompetenz, Verantwortung und Geistbegabung bei der kirchlichen Hierarchie in größerem Umfang vorhanden sei und dass deshalb alle wesentlichen Entscheidungen dort zu treffen seien.
- Der auf die Behandlung spezieller Probleme oder Fragen konzentrierte unpersönliche Verhandlungsstil moderner Organisationen wird im Zusammenhang mit der Kirche als besonders unangemessen und störend empfunden, weil hier die Erwartung einer menschlichen Kommunikation herrscht. Kirche wird gewünscht als tragfähige Gemeinschaft, in der personale Begegnung möglich ist.

Je größer das Angebot an Lebensmöglichkeiten, desto mehr erfahren wir, dass die Zeit nicht ausreicht, um all das zu verwirklichen, was uns wünschenswert und erreichbar erscheint. Im ständig wachsenden Zeitmangel liegt wohl einer der tiefsten Gründe für das Nichtgelingen menschlicher Begegnung und für die Verständigungsschwierigkeiten auch in der Kirche.

Ein zweiter, nicht weniger folgenschwerer Grund für diese Schwierigkeiten ist die stärkere Rollendifferenzierung. Ein und derselben Person fallen in schnellem Wechsel verschiedene Rollen mit je eigenen Regeln und unterschiedlichen Erwartungen zu.

Nach dem Konzil hat sich das kirchliche Selbstverständnis geändert. Die Kirche begann sich wie in altkirchlicher Zeit wieder als Volk Gottes auf dem Weg zu sehen. Neben das hierarchische Modell stellt das Konzil die gemeinsame Würde und Berufung, die fundamentale Ebenbürtigkeit aller

Glieder des Gottesvolkes in den Vordergrund. Alle Glieder, Laien wie Kleriker, haben eine unmittelbare Beziehung zu Christus und nehmen an seinem Priestertum sowie am prophetischen Amt und am Dienst der Einheit teil. Die Bischöfe sind daher in der Ausübung ihres spezifischen Amtes auf die Lebenserfahrung und die Eingebung der Gläubigen und den Dialog mit ihnen angewiesen. Was früher Brüderlichkeit genannt wurde und heute richtiger Geschwisterlichkeit heißt, ist ein durchgehendes Lebensprinzip der Kirche, das das Konzil nicht zuletzt auch im Gedanken der Kollegialität ernst genommen hat. Im Zusammenwirken von Ortskirche und Weltkirche, von Gemeinden und Diözese, von Gemeinden, Bewegungen, Initiativgruppen und Verbänden wird kraft des Heiligen Geistes, durch das Miteinander und Füreinander der vielfältigen Kräfte und Glieder, die Einheit des Leibes Christi erhalten und vertieft. Die Lehre von der Kirche als Gemeinschaft und Einheit ist die zentrale und grundlegende Idee der Konzilsdokumente. Die Gemeinschaft und Einheit, die in der Heiligen Schrift gründet, genoss in der alten Kirche und in den Ostkirchen bis heute hohes Ansehen. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil geschah viel, damit die Kirche als Gemeinschaft klarer verstanden und konkreter ins Leben umgesetzt wurde. Der Dialog sollte nach dem Willen des Konzils den obrigkeitlichen Leitungsstil in der Kirche ablösen. In seiner Offenbarung „redet der unsichtbare Gott aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde und verkehrt mit ihnen, um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen“ (Dei verbum 2). Also: Gemeinschaft des Menschen mit Gott selbst und der Menschen untereinander. Gott ist im Dialog mit uns, er spricht nicht nur selber, sondern wartet auf unsere freie Zustimmung und Gefolgschaft (GS 17), weil es den Dialog in Gott selber gibt. Im Dialog mit anderen Religionen und der Gesellschaft geht es um Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht. Stärker ist, was die Gläubigen eint als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe“ (GS 92).

Die Vorgabe des Konzils verfehlte ihre Wirkung nicht. Mehr und mehr Männer und Frauen begreifen sich als für die Kirche verantwortlich und erwarten, als Verantwortliche ernstgenommen zu werden.

Allerdings, der Aufbruch des Konzils scheint festgefahren. Vielfach fallen kirchliche Organe wieder in längst überholte Verhaltensmuster zurück. Das seit dem Konzil gewachsene Bewusstsein „Wir alle sind Kirche“ reibt sich zunehmend an einem Leitungsstil, den viele für überwunden hielten. Dieser Leitungsstil trägt weniger patriarchale als vielmehr administrativ-bürokratische

Züge. Ursache ist eine wachsende Verunsicherung und Überforderung der Amtsträger, die sich außerhalb wie innerhalb der Kirche schnellen Veränderungen gegenübersehen. Diejenigen, die diesen Stil begrüßen, begründen ihn mit der Notwendigkeit, den nachkonziliaren „Wildwuchs“ durch wirksame Kontrollmaßnahmen zurückzuschneiden. Da als Ursachen vor allem Säkularismus und Glaubensschwäche festgestellt werden, greift man auf Ordnungs- und Führungsmuster zurück, die sich früher bewährt haben. Ärgerlich ist der Umstand, dass kirchliche Strukturen heute eine eigenartige Mischung von vormodernen Legitimationen und modernen Organisationsformen darstellen, deren theologischer Verbindlichkeitsanspruch den Gläubigen kaum mehr zu vermitteln ist. Wie in der Gesellschaft nehmen in der Kirche Anonymität, Verrechtlichung, Ökonomisierung und Schematisierung zu.

Selbst gutwilligen Gläubigen sowie Priestern und Bischöfen steht außer dem guten Willen keine Struktur zur Verfügung, die eine Änderung der bestehenden Ordnung bewirken könnte. Das führt zu Ohnmachtsgefühlen, depressiven oder aggressiven Reaktionen. Resignation und schleichende Distanzierung von der Kirche haben ihre Ursache auch in Strukturen, die die innerkirchliche Kommunikation bestimmen.

Dies wird hier durch die Bestimmung der Kirche als Gemeinschaft und von kirchlicher Kommunikation als Dialog versucht. Dialog als interpersonale Kommunikation meint einen Umgang zwischen Menschen, die einander in ihrer Freiheit und Ganzheit ernstnehmen, die aufeinander eingehen und bereit sind, ihre Ansichten in der Auseinandersetzung mit anderen aufs Spiel zu setzen. Das Entscheidende solchen Dialogs besteht nicht in den Gesprächsinhalten, sondern in der Beziehung zwischen entsprechenden Personen, die im Gespräch nicht aufgeht. Der Dialog wird am ehesten gelingen, je mehr sich Menschen gemeinsamen Werten verpflichtet fühlen und je mehr diese Werte auch echtes Vertrauen einschließen.

Zur Verbesserung der Dialogfähigkeit muss sowohl bei Menschen als auch bei Strukturen angesetzt werden. Einige Überlegungen dazu:

- Mitmenschlicher Umgang setzt einen Vertrauensvorschuss voraus.
- Mitmenschlicher Umgang in der Kirche setzt das Ernstnehmen der anderen voraus.

- Wichtig ist auch, dass unter den Beteiligten darüber gesprochen und entschieden werden kann, was als wesentliche Aufgabe und was als Routineangelegenheit zu behandeln ist.
- Neben der Erfahrung stellt die Delegation eine wesentliche Form der Vereinfachung dar. Übergeordnete Instanzen sollten nachgeordneten Instanzen Kompetenzen belassen. Hier ist das Subsidiaritätsgesetz anzuwenden, d.h. jede Instanz nimmt nur die Aufgaben wahr, die eine nachgeordnete Instanz nicht bewältigen kann.

Die Berufung der Laien durch den Herrn in Taufe und Firmung und ihre Teilhabe an seinem priesterlichen, prophetischen und königlichem Amt sind die Grundlage einer eigenständigen und eigenverantwortlichen Laienarbeit in Kirche und Welt. Dem steht die Rede entgegen, dass Laien Rechte „zuerkannt“ werden, dass das Amt ihnen Aufgaben „delegiert“, dass sie in „Vertretung“ des Amtsträgers handeln, wo es in Wirklichkeit um ihre ursprünglichen Rechte und Aufgaben geht. Zudem: Wenn die Kirchenleitung Laien nicht mehr in ihrer Kompetenz zur Weltgestaltung ernstnimmt, bleibt sie den Kulturen und Gesellschaften ihrer Zeit den Dienst schuldig, den das Zweite Vatikanische Konzil so formuliert: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen seinen Widerhall fände...Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden.“ (GS 1)

Dieses Bewusstsein setzt sich erst langsam durch. Laien werden immer noch und immer wieder als „Lückenbüßer“ in Anspruch genommen, wo das kirchliche Amt sich aus verschiedenen Gründen nicht mehr verständlich machen kann. Die Würde des Laien wird auch durch die in Diskussionen auftauchende Gefahr berührt, die Sachkompetenz der Theologen über die Glaubenskompetenz der Getauften und Gefirmten zu setzen. Ein weiteres Ärgernis ist es, wenn Laien wichtige Entscheidungen aus der Zeitung erfahren. Dabei ist selten böse Absicht im Spiel. Aber auch Gedankenlosigkeit ist ein Beispiel fehlender Wertschätzung. Besonders frustrierend ist jedes Gespräch mit Amtsträgern, wenn der Eindruck erweckt wird, dass sich hinter der zur Schau getragenen Freundlichkeit letztlich Gleichgültigkeit gegenüber den Argumenten verbirgt. Damit ist eine fruchtbare Diskussion unmöglich. Das bewirkt den Rückzug kritischer Mitglieder, während diejenigen bleiben, denen die Behandlung der Tagesordnung mit voraussehbaren Ergebnissen genügt. Auch Pastoralreferent(inn)en und Gemeindeferentinnen erfahren sich immer

noch als unangenehme Konkurrenz, wenn sie zu keinem Dienstgespräch eingeladen werden, ihnen wichtige Informationen vorenthalten werden und sie nicht an der Erarbeitung des pastoralen Konzepts beteiligt werden.

„Entsprechend dem Wissen, der Zuständigkeit und hervorragenden Stellung, die sie (die Laien) einnehmen, haben sie die Möglichkeit, bisweilen auch die Pflicht, ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, zu erklären. (Die Bischöfe) sollen gern deren klugen Rat benutzen, ihnen vertrauensvoll Aufgaben im Dienst der Kirche übertragen und ihnen Freiheit und Raum im Handeln lassen, ihnen auch Mut machen, aus eigener Initiative Werke in Angriff zu nehmen...In den Laien wird so der Sinn für eigene Verantwortung gestärkt, die Bereitwilligkeit gefördert...(Die Bischöfe) können mit Hilfe der Erfahrung der Laien in geistlichen wie weltlichen Dingen genauer und besser urteilen.“ (LG 37)

Kritik ist nicht verboten, sie ist notwendig. Aber sie muss immer in Wahrhaftigkeit, mit Mut und Klugheit, mit Ehrlichkeit und Liebe geschehen. Dialogbereitschaft verlangt auch nach Räumen des Dialogs. Dabei kommt den Räten besondere Bedeutung zu. Dabei muss ein Rat aufrichtig gesucht und nicht als notwendiges Übel hingenommen werden.

Bewährungsfelder für die Bereitschaft zur Veränderung und zum Vertrauen sind geeignete Strukturen des Dialogs und der Konfliktbewältigung. Schiedsstellen und eine kirchliche Verwaltungsgerichtsbarkeit ist leider im Kirchenrecht nicht vorgesehen. Ein zweites Bewährungsfeld ist der Dialog unter den Hauptamtlichen, ein drittes die Sach- und Lebenskompetenz von Laien ernstnehmen. In den größer gewordenen Strukturen (Pfarrverband, Pfarreiengemeinschaft oder Seelsorgeeinheit) bleibt die Einzelseelsorge immer mehr den Laien.

Was die Laien anbetrifft, muss auch die Frauenfrage angesprochen werden. In kaum einer deutschen Diözese gibt es Frauen an strukturell verantwortlicher Stelle. Seit zehn Jahren ist in der Bundesrepublik nur eine Frau auf einen theologischen Lehrstuhl gekommen. In Entscheidungsgremien wie etwa der Bischofskonferenz sind Frauen weder mit Gast- noch mit Rederecht beteiligt. In der Priesterausbildung spielen Frauen kaum eine Rolle. Oder denken Sie an die unselige Diskussion um die Ministrantinnen, die viel zu hoch gehängt wurde.

Auch die grundsätzliche Frage nach der Ordination von Frauen darf nicht länger tabuisiert werden.

Papst Johannes XXIII. stellte „die in allen gesellschaftlichen Schichten, in allen Völkern, Kulturen und Religionen zu beobachtende Entwicklung zur vollen Gleichberechtigung der Frau und ihrer Teilhabe und Mitverantwortung in allen Bereichen des Lebens nicht nur als gesellschaftlich bedeutsame Veränderung fest, sondern als ein ‚Zeichen‘, durch das Gott in der Geschichte unserer Zeit wirkt und gläubige Antwort verlangt. Zu dieser Antwort ist in besonderer Weise die Kirche aufgefordert.“

Wie kann eine evangeliumsgemäße und zugleich zeitgemäße Verhandlungskunst eingeübt werden, die nicht Taktik ist, sondern Ausdruck erlöster Menschen- und Kirchenfreundlichkeit? Ein erster Störfaktor für die Kommunikation zwischen Diözesen und Gemeinden ist die Größe mancher Diözesen. Görlitz hat z.B. 50.000 Katholiken, Köln hat 2,5 Millionen Katholiken. Die Ordinariate müssen nach den Gesichtspunkten einer öffentlichen Verwaltung organisiert sein. Die meisten Kontakte zwischen Gemeinde und Diözese erfährt ein Bischof überhaupt nicht, weil sie sich zwischen den Beauftragten der Pfarrei und Bediensteten des Ordinariates abspielen. Pfarrer wie Bischöfe stehen in der Spannung zwischen wachsenden administrativen Aufgaben und Gremienarbeiten und der Seelsorge, eine Spannung, die häufig die Kräfte des einzelnen überfordert.

Ein zweiter Störfaktor ist der Priestermangel. In immer größeren Einheiten kommt die Seelsorge zu kurz. Das führt zu größerer Distanz zwischen Ortspfarrer und Gemeinde, ja zu größerer Distanz der Gläubigen zur Kirche und zu sozialer Isolierung.

Ein dritter Störfaktor ist das Verhältnis von Über- und Unterordnung zwischen Diözese und Pfarrei, vor allem finanziell. Nur einige Diözesen kennen auch eine Kirchensteueraufteilung durch Schlüsselzuweisungen an die Gemeinden.

Die genannten Situationen sind nicht nur negativ zu bewerten, sondern als Herausforderungen wahrzunehmen: die Gestalt der Ortskirche neu zu

bedenken, das Zueinander von Gemeindeleben und Gemeindeleitung zu erörtern und das Verhältnis von Ortsgemeinde und Bistumsleitung.

Der Stellenwert der Pfarrgemeinden hat sich verändert. Das Konzil stellt dazu fest: „Die Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirche heißen“ (LG 26). „In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die...Kirche geeint wird“ (LG 26). In und aus den Pfarrgemeinden lebt die Diözese, in und aus den Diözesen lebt die Kirche.

Wichtige theologische Einsichten über den Stellenwert der Gemeinde müssen aber mehr als bisher in der Praxis wirksam werden:

Kirche lebt nicht nur von der Spitze her, sondern wächst aus der Vielfalt der Geistesgaben im Zusammenwirken aller Gläubigen.

Eine zweite Erfahrung bzw. Einsicht: Vielerorts tritt in den Gemeinden ein Reichtum an geistlicher Erfahrung, an Hoffnung und Liebe aus Glauben zutage, wie Besuchsdienste, Engagement für Migranten, Begegnung mit Randgruppen und Behinderten u.a.m. All das bedeutet geschwisterliche, dialogische Kirche.

Das Auseinanderdriften zwischen Theologie der Kirche und des real existierenden Christentums erregt Anstoß und Ärgernis. Die Bereitschaft zum ehrlichen Dialog hat in unserer Zeit längst Verkündigungsqualität.

Für eine dialogische und kooperative Seelsorge gibt es Bedingungen: mehr Gemeinschaft, mehr Subsidiarität, mehr kooperative Leitung. Subsidiarität besagt, dass die höhere Ebene, also das Ordinariat, nur dort regulierend, kontrollierend oder helfend eingreifen soll, wo die untere Ebene (Region, Dekanat oder Pfarrei) dazu nicht in der Lage ist.

Gemeinschaft setzt Solidarität und Vertrauen als Grundlage der Beziehungen voraus. Der Begriff Gemeinschaft wird dann gut und vertretbar verwendet, Solidarität als Mitmenschlichkeit und Schicksalsgemeinschaft verstanden wird und die Beziehungen prägt. Der Gefahr der Zentralisierung kann die Kirche nur entgehen, wenn das Subsidiaritätsprinzip auch auf ihren eigenen Bereich angewendet wird, dass also Befugnisse vom Ordinariat auf das Dekanat oder die Region übertragen werden.



Auf dem Weg zu dem großen buddhistischen Heiligtum auf Java, dem Borobodur, besuchen die Pilger den Tempel in Mendut. Hier beginnt die letzte Etappe des Pilgerweges. Man verehrt nicht nur die Statue Buddhas, sondern hört auch auf die eindringliche Mahnung vieler Gleichnis Geschichten, die in Steinreliefs am Aufgang und Umgang des Tempels den Besucher ansprechen. Eine der eindrucklichsten Geschichten ist die von dem Vogel mit zwei Köpfen. Es ist ein stattliches Tier mit zwei Schwanenhälsen und zwei Köpfen mit großen Schnäbeln. Der obere Kopf frisst genüsslich die saftigen Beeren, die über ihm hängen – unerreichbar für den unteren. Er muss zufrieden sein mit den Abfällen, die bei dem üppigen Mahl auf die Erde fallen. Seine Bitte, auch ihn einmal von den frischen Beeren kosten zu lassen, schneidet der obere mit der Bemerkung ab: „Es ist egal! Es kommt alles in denselben Magen!“ In seiner Verzweiflung schließlich frisst der untere Kopf die giftigen Beeren, die unten wachsen: „Es ist egal! Es kommt alles in denselben Magen!“ Die letzte Tafel zeigt, wie der ganze Vogel vergiftet, leblos auf der Erde liegt. Im starren Auge des unteren Kopfes sieht man eine vergeblich geweinte Träne.

Eindrucksvoller als scharfsinnige Analysen mag dieses buddhistische Gleichnis die Notwendigkeit einer dialogfähigen Kirche vor Augen stellen: Wir sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden: Männer und Frauen, Kleriker und Laien, Gemeinden und Bischöfe, Kirche und Welt. Dialog ist deshalb eine Überlebensfrage für die Kirche. Deshalb gibt es vernünftigerweise nur eine Wahl: Miteinander reden, miteinander handeln, beieinander bleiben, selbst wenn der Dialog an seine Grenzen stößt.